



Gustave Flaubert und Maxime du Camp,
Über Felder und Strände. Eine Reise in die Bretagne. Deutsch von Cornelia Hasting.
 Dörlemann Verlag, Zürich 2016. 444 Seiten,
 35 Euro

Reise in die Gegenwart des Vergangenen

Erinnerung und Selbsterkundung

Von Harry Lachner

Jeder Aufbruch ist auch ein Ausbruch: aus dem vertrauten Sozialen, aus der Konvention, aus der Vergangenheit – und vielleicht auch aus der Gegenwart. Als Gustave Flaubert und sein Freund Maxime du Camp 1847 zu einer Reise in die Bretagne aufbrechen, verlassen sich die beiden auf Plan und Zufall, auf das, was ihnen ihre Wanderungen an unerwarteten Begegnungen, an Vertrautem und Fremdem im eigenen Land zutragen mögen: »Am 1. Mai 1847, morgens um halb neun, haben die beiden Monaden Paris mit dem Ziel verlassen, zwischen Farnkraut und Ginster oder auf den weiten Sandstränden am Meeressaum unbeschwert Atem zu schöpfen. Sie hatten keinen anderen Ehrgeiz, als nach einem von Wattewolken geflockten, klaren Stück Himmel zu suchen oder auf der Rückseite einer weißen Klippe, versteckt unter Stechpalmen und Eichen, zwischen Fluss und Hügel, eines jener armen kleinen Dörfer zu entdecken, wie sie noch zu finden sind, mit Holzhäusern, Wein, der die Wände hochrankt, Wäsche, die auf der Hecke trocknet, und Kühen an der Tränke.«

Aus den ersten Worten Flauberts, die angetrieben sind von einem unbändigen Willen zur stilistischen Eleganz, wird deutlich: Es ist die Suche nach einer Vergangenheit, die sich in die Gegenwart gerettet hat, lebendige Überreste einer Naturidylle, vitale Spuren eines wie auch immer gearteten authentischen Lebens. Jede Begegnung, jedes Gemälde in Schlössern, Kirchen oder Klöstern ist ihm Anlass zu einer Flut von Assoziationen, historischen Verknüpfungen und Bezügen. So wird ihm ein unvermutet ins Blickfeld geratener Telegrafmast zur schrecklichen »Grimasse der modernen Gesellschaft«. Doch – der Gedanke könnte naheliegen – gleicht dieses Eintauchen in eine andere, eine nicht-städtische und vor-industrielle Welt keiner unreflektierten Beschwörung des Vergangenen. Vielmehr ist diese Spurensuche bestimmt von einer libertären und anti-bürgerlichen Haltung, die beiden Autoren, die sich von Kapitel zu Kapitel abwechseln, zu eigen ist. Deutlicher als du Camp aber setzt Flaubert das Reale, das Greifbare gegen das kulturell Überformte, gegen jene Erscheinungen der technischen Moderne, in de-

nen er die Entfremdung des Menschen von seiner Natur erkennt.

»... und kostete so in meinem träumerischen und sorglosen Genuss, was an den Menschen am größten ist, ihr Angedenken, und was an der Natur am schönsten ist, ihre ironischen Vereinnahmungen und ihr ewiges Lächeln.«

So endet ein sich elegant über siebzehn Zeilen schlängelnder Satz. Fast verschwindet darin ein Einschub, der Flauberts Verhältnis von Wahrnehmung und Schrift enthüllt: »... und dort träumte ich, ohne über irgend etwas nachzudenken, sogar ohne innerlich was auch immer zu formulieren.« In diesem kurzen Moment, in dem die Emphase des Erlebens, die Lust an der eigenen Vorstellungskraft Flaubert zu überwältigen scheint, rückt sein anatomisch kühler Blick in den Hintergrund; er schwärmt, aber dieses Schwärmen für die Schönheit der Natur, für eine verlorene, doch ständig neu imaginierte Vergangenheit des einfachen Lebens bewahrt sich unter der Oberfläche eine ironische Grundströmung, die immer wieder zutage tritt: zuweilen als beißender Spott, dann als dezente Selbstironie – und stets als Infragestellung des eigenen Schreibens. »Eine Träumerei kann großartig sein und wenigstens zu fruchtbaren Melancholien führen, wenn die Einbildungskraft unablässig von einem Fixpunkt aus in ihrem Lichtkreis umhergaukelt; doch wenn sie sich an einen kunstlosen, geschichtslosen Gegenstand klammert und versucht, eine Lehre daraus zu ziehen und eine versunkene Gesellschaft zu rekonstruieren, bleibt sie selbst unfruchtbarer und armseliger als diese leblose Materie, von der die Eitelkeit der Schwätzer behauptet, eine Form in ihr zu entdecken und über sie berichten zu können.«

Nicht nur Vergangenheit und Gegenwart greifen in Flauberts Schilderungen ineinander: auch Historie und Phantasie sind untrennbar miteinander verwoben. Die Kapitel von Maxime du Camp lesen sich als lebhaftere Erinnerung an eine Reise über Felder und Strände der Bretagne. In den von Flaubert verfassten Kapiteln hingegen folgen wir der Selbsterkundung eines imaginativen Genies, seiner einfühlsamen Rekonstruktion einer Vergangenheit, die nicht immer real sein muss: »Nur Leute, deren Metier das Denken ist, stopfen sich das Hirn mit den Leidenschaften entschwendener Zeiten voll; anständige Leute haben genug an den ihren: sie machen die Geschichte, und wir, wir lesen sie.« ■■■